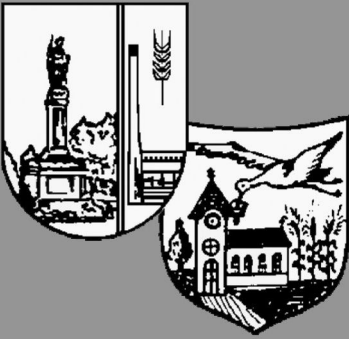
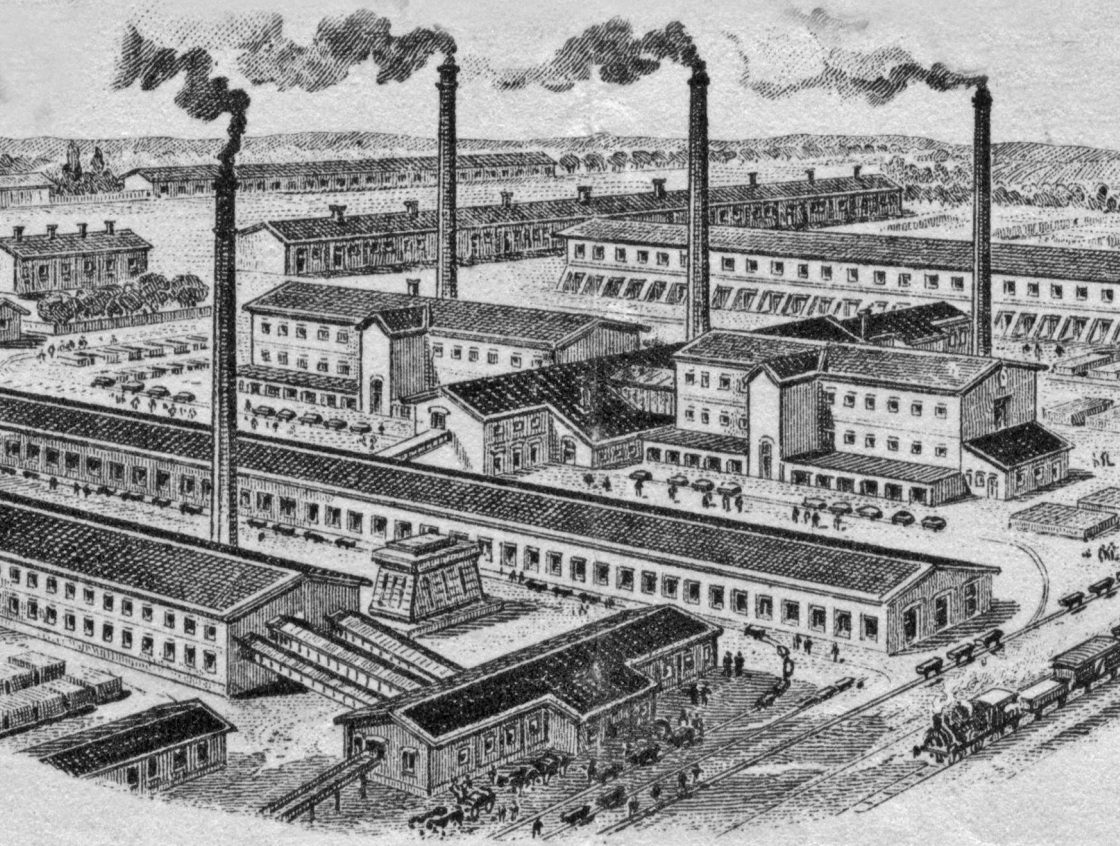


Landmannschaft der Banater Schwaben
Heimatortsgemeinschaft Hatzfeld e.V.



HEIMATBLATT HATZFELD

18. Ausgabe 2011



· ZSOMBOLYA ·

Merkwürdiges, Lustiges, Skurriles

Bruchstückhafte Erinnerungen eines Hatzfelder Lehrers

In Temeswar geboren, habe ich mit meinen Eltern und meiner Schwester drei Jahre dort gelebt. Dann sind wir nach Marienfeld gezogen, wo ich elf Jahre verbrachte. Meine nächste Station war abermals Temeswar. Dort besuchte ich eine dreijährige Berufsschule, wonach ich zwei Jahre als Schlosser arbeitete. Daran schloss sich ein achtsemestriges Studium. Daraufhin wirkte ich 25 Jahre lang als Lehrer in Hatzfeld; hier habe ich gewohnt und eine Familie gegründet. Als was ich mich fühle? Natürlich als Hatzfelder und als Banater Schwabe!

Im Herbst 1952 war ich in Temeswar zur Geburtstagsfeier einer meiner Freunde eingeladen. Die Feier ging erst sonntagmorgens so gegen 5 Uhr zu Ende. Da stand ich nun am Josefstädter Bahnhof und hatte keine Möglichkeit in die Fabrikstadt zu gelangen, da die Straßenbahnen zu dieser Uhrzeit noch nicht verkehrten. Ich schaute derweil auf den Fahrplan der Eisenbahn und entdeckte eine Zugverbindung nach Hatzfeld. Da dort mein guter Freund Werner W. wohnte, entschied ich mich spontan ihn zu besuchen. In dieser Kleinstadt an der Grenze war ich eigentlich noch nie gewesen. Ich löste eine Fahrkarte und schon ging es in Richtung Hatzfeld. Dort fragte ich mich nach dem Elternhaus des Freundes durch und frühmorgens, kurz nach 7 Uhr, stand ich vor seinem Haustor. Werner freute sich über meinen Besuch und überlegte, was er mir in Kürze in Hatzfeld alles zeigen und was er mit mir unternehmen könne. Wir machten einen Stadtrundgang, spielten Billard im so genannten Casino (ein mir bis dahin unbekanntes Spiel) und noch vor Mittag schauten wir uns einen Film im Kino an. Mit seiner Clique, Jungen und Mädchen, verbrachten wir dann einen lustigen Nachmittag bei Spiel und Tanz. Auf einen Grammophon abgespielte Schallplatten aus West-Deutschland sorgten für Tanzmusik. Als würden wir uns seit jeher kennen, wurde ich in alle Spiele einbezogen, so auch in das Spiel „Ohne Hemd und Hosen“. Beim Auslösen des Pfandes musste ich rufen: „Ich bin in den Brunnen gefallen!“ Auf die darauf folgende Frage eines Mitspielers, wie tief der Brunnen sei, antwortete ich, die Tiefe eines Brunnens in Marienfeld schätzend: „Sieben Meter!“ Nach allgemeinem Grinsen folgte die Frage: „Wer soll dich herausholen?“ Weil K. das einzige Mädchen war, das ich namentlich kannte, nannte ich ihren Namen. Als dann die Aufforderung kam, ich solle sie siebenmal küssen, rief ich überrascht in die Runde: „Nein, es war nur ein Meter!“ Da gab es ein großes Gelächter. Die in Hatzfeld verbrachten Stunden verflogen im Nu. Mit dem Abendzug fuhr ich zurück nach Temeswar. Es war meine erste Bekanntschaft mit Hatzfeld.

Im August 1957, nach der Staatsprüfung, wollte ich mit einem Studienkollegen nach Pitești fahren, um vom dortigen Schulamt die Freistellung (dezlegare) von der Zuteilung der Lehrerstelle (repartizare) zu bekommen. Da der Kollege C. aus Lenaheim stammte, entschloss ich mich, von Marienfeld über Hatzfeld nach Temeswar zu fahren. Nur stieg entgegen meiner Erwartung mein Kollege in Lenaheim nicht zu. In Hatzfeld angekommen, stellte ich fest, dass es erst nach zweieinhalb Stunden einen Anschluss

gibt. Die Zeit nutzte ich zu einem Stadtbummel. Plötzlich stand ich vor einem prächtigen Gebäude, welches sich als Sitz des Rayonvolksrates entpuppte. Da muss es doch auch ein Schulamt geben, dachte ich mir und schon eilte ich die Treppen hoch. Kurz nach 7 Uhr landete ich in einem Raum, in dem drei Schulräte (inspectori) saßen. Auf die Frage des einen, was ich denn begehren würde, kam aus einem plötzlichen Impuls heraus meine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung: „Sie haben doch eine Stelle als Mathematikprofessor am Lyzeum mit deutscher Unterrichtssprache frei“ und mein im gleichen Atemzug geäußerter Wunsch: „Ich würde sie gerne besetzen.“ Mein „Wissen“ um die freie Stelle und mein Begehren versetzte die Schulräte zunächst in Staunen, doch dann studierten sie meine Unterlagen, die ich ja dabei hatte, und verabschiedeten mich mit dem Hinweis, ich solle wiederkommen, sofern ich die Freistellung erhalten habe. Und so trat ich am 1. September 1957 meine Arbeitsstelle am Hatzfelder Lyzeum an.

Bei der Irma-Tante in der Avram-Iancu-Straße fand ich ein Zimmer zur Miete. Frau A. war pensionierte Lehrerin, alleinstehend und schon über 80. Jeden Morgen, so gegen halb acht, als ich das Haus verließ, stand Irma-Tante in der Küchentür und grüßte mich. Nach einiger Zeit fragte sie mich, ob ich wisse, warum sie dies tue. Ich wusste auf die Schnelle nicht, was ich antworten sollte. Da sagte sie: „Lieber Herr, sollte ich eines morgens nicht da stehen, dann ist mir etwas geschehen. Gehen Sie dann bitte zu dem Fräulein, das mich wöchentlich besucht, und sagen ihr, sie möge bei mir vorbeischaun.“ Da ich hier noch kein „Fräulein“ zu Besuch gesehen hatte, nur eine alte Schachtel (die Leserinnen mögen mir entschuldigen!), erkundigte ich mich weiter nach der Dame. Erst als ich erfuhr, dass besagtes Fräulein 63 Jahre alt sei, wusste ich, wer damit gemeint war.

Im September 1957 saß ich als junger Lehrer mit Prof. Franz Reich (Jahrgang 1910) in der Kantine des Lyzeums am Tisch. Da fragte er mich, wie alt ich sei. Stolz verkündete ich: „Dreiundzwanzig!“ „Und wann waren sie dreiundzwanzig?“, wollte er genauer wissen. „In drei Monaten werde ich so alt“, entgegnete ich. Da meinte Prof. Reich lächelnd: „Warten Sie nur, bis sie 59 sind. Da sagen Sie ganz bestimmt nicht, dass Sie 60 sind.“ Recht hatte er!

Lästig empfand ich die vielen politischen Aktivitäten, die an sich völlig sinnlos waren, von den Politaktivisten der Stadt und der übergeordneten Ebenen aber als für einen Lehrer sehr wichtig eingestuft wurden. Am schlimmsten verhielt es sich mit einem Genossen T., der sich berufen fühlte, den Intellektuellen immer wieder Lektionen zu erteilen. Im Grunde genommen hasste er alle, die etwas im Kopf hatten, insbesondere die Lehrer. Bei jeder Gelegenheit drangsalierte er beispielsweise den ehrenwerten Kollegen Hans Bräuner und gab ihm zu verstehen, dass er – angesichts seiner „düsteren“ Vergangenheit – noch viel über die Vorzüge der sozialistischen Bildungs- und Erziehungspolitik lernen müsse.

Im Oktober 1959 wurden alle Klassenlehrer der Klassen V bis XI ins Pionierhaus, das sich damals an der Ecke Avram-Iancu- und Tudor-Vladimirescu-Straße befand, zu einer „Fortbildung“ einberufen. Genosse T. las der versammelten Lehrerschaft eineinhalb

Stunden aus einem Referat vor. Alles, was er von sich gab, war zur Genüge bekannt und langweilte uns. Es war schon weit nach Mittag und hungrig waren wir auch. Um etwa 14:30 Uhr schloss Genosse T. schließlich die Veranstaltung, nicht ohne uns vorher den Auftrag erteilt zu haben, das von ihm Vorgetragene noch am gleichen Tag (!) in einer Klassenstunde mit den Schülerinnen und Schülern zu erörtern. Da meinte ich entnervt zu meinem Sitznachbar: „Hätte er auch selber machen können, denn lesen kann ich auch!“ Er registrierte mein Munkeln und meinte erzürnt: „Ihr müsst aber ein hohes politisches Niveau haben und über den letzten Kongress unserer Partei umfassend Bescheid wissen. Sagen sie Genosse“, und er zeigt mit dem Finger auf mich, „wie viele Traktoren besitzt denn zurzeit unser Land?“ Da am Morgen im „Neuen Weg“ ein Artikel darüber stand, meldete ich gespielt stolz: „20.000, Genosse T.!“ Und ich schloss sofort die Frage daran an: „Aber Genosse T., wie viele Pflüge gibt es bei uns? Wissen Sie, die Schüler könnten ja nachfragen!“ Man merkte, dass die Wut in ihm aufstieg. Wortlos entließ uns Genosse T.

1959 kam die Parteiorder, dass alle Aktivisten und Offiziere einen entsprechenden Schulabschluss aufzuweisen bzw. diesen durch ein Studium zu erlangen hätten. Und siehe da: Genosse T. meldete sich zum Fernstudium an unserer Schule an. Für die Klassen V bis VII! Keiner der Prüfer hat ihm jedoch seine Arroganz heimgezahlt.

1959 saß ich mit Prof. Heinrich Brosch in der Kantine des „Sfat“ (des Rayonvolksrates) zusammen und bewunderte zwei der Bilder, die an der Wand hingen. Prof. Brosch hatte meine Blicke beobachtet und klärte mich auf: „Das sind Jäger-Bilder“. Ja, von Stefan Jäger hatte ich in der Schule schon gehört. Für mich war er eine große Persönlichkeit der Banater Schwaben und seine Bilder faszinierten mich. Da wies Prof. Brosch auf einen Tisch und sagte: „Dort sitzt er“. Mein Erstaunen war groß, denn ich wusste nicht, dass er noch lebte. Stefan Jäger, der bereits über 80 war, nahm zu jener Zeit das Mittagessen in dieser Kantine ein und saß immer allein an demselben Tisch. Man respektierte seinen Wunsch, nicht gestört zu werden.

1960, kurz vor dem katholischen Osterfest, erhielt ich als für den Unterricht in deutscher Sprache verantwortlicher Schulinspektor von Chefinspektor Cornel Säsăran den Auftrag, alle Schul- bzw. stellvertretenden Schulleiter des Hatzfelder Rayons, die für die Klassen mit deutscher Unterrichtssprache zuständig waren, noch für den gleichen Tag zu einer wichtigen Sitzung nach Hatzfeld einzuberufen. Keine leichte Aufgabe, da die wenigsten der 23 Schulen des Rayons über ein Telefon verfügten. Selbst wenn, kam oft erst nach stundenlangem Warten eine Telefonverbindung zustande. Über die Staatsfarm und die Kollektivwirtschaft hat es dann doch geklappt und um 10 Uhr des fraglichen Tages saßen wir alle neugierig im Sitzungssaal des Kulturhauses. Inspektor Săsăran erschien mit einem Genossen, der sich als Sekretär für Kulturfragen der Region Temeswar vorstellte. Etwa eine halbe Stunde lang sprach er über die Notwendigkeit der Bekämpfung der Religion, die ja nur „Opium für das Volk“ sei, und darüber, wie wichtig es sei, die Kinder und Jugendlichen dem schädlichen Einfluss der Kirche zu entziehen und vom Kirchengang abzuhalten. Dann verlangte er von den Anwesenden, über die Aktivitäten zu berichten, die zu den diesjährigen Osterfeiertagen von den jeweiligen Schulen geplant seien. Alle waren erstarrt. Doch Inspektor Săsăran kannte seine Schäfchen und bat Direktor G. aus Gertianosch, ein „alter Hase“ mit viel Erfah-

rung, den Anfang zu machen. Und er wusste, wie er es anstellen muss. Er log nämlich das Blaue vom Himmel herunter und berichtete, wie seine Schüler Flaschen sammeln, Spiele und Sportwettkämpfe organisieren, Theaterstücke (natürlich mit dem richtigen Inhalt) einlernen werden usw. Da fassten die anderen Mut und schlugen in die gleiche Kerbe. Nach etwa eineinhalb Stunden war der Spuk vorbei. Doch der Schulleiter aus der Gemeinde Ostern und ich sollten noch hier bleiben, hieß es. Ich würde doch den Genossen Direktor der Ziegelfabrik kennen und diesen bitten, er möge einen Pkw zur Verfügung stellen, um den Genossen Sekretär in Begleitung des Schuldirektors nach Ostern zu fahren. Der Genosse Sekretär habe gehört, dass es dort guten Wein geben soll. Er brauche nämlich welchen für die Feiertage. Dabei solle ihm der Genosse Schuldirektor behilflich sein. Und so kam es, dass ein schwäbischer Weinbauer aus Ostern dem Genossen Sekretär Wein für die Osterfeiertage schenken „durfte“!

Ende August 1965 trat im ganzen Banat die Maul- und Klauenseuche auf. Züge durften an den Bahnhöfen der betroffenen Ortschaften nicht halten. Unsere Pendler aus Grabatz, Lenauheim, Bogarosch, Gertianosch und anderen Gemeinden konnten nicht heim und mussten sich in Hatzfeld Quartiere suchen. Die Bewohner, in deren Ställen die Tierseuche ausgebrochen war, durften ihre Häuser nicht mehr verlassen. Die Versorgung mit Trinkwasser erfolgte damals über Brunnen, die sich auf der Straße befanden. Ich hatte etwa 200 Meter bis zum Brunnen. Um Wasser zu holen, musste ich zweimal durch eine Schleuse mit einem stinkenden Gas, zur Desinfektion. Als dann die Schweine unseres Hausherrn erkrankten, mussten meine schwangere Frau und ich in ein keines Zimmer in dem im Hinterhof der Schule gelegenen Wirtschaftstrakt ausweichen.

Um 1965 ging es bei politischen Schulungen weniger streng zu, denn es war eine gewisse Lockerung der politisch-sozialen Verhältnisse eingetreten. So durfte man jetzt bei diesen Kursen sogar Fragen stellen. Ich erlaubte mir einmal nachzufragen, warum ein Arbeiter in der Stadt wesentlich mehr verdient als einer auf dem Dorfe. Die Antwort, die ich erhielt, sagt viel über die Denkweise der Politaktivisten und über das Funktionieren des Systems aus: „Die auf dem Dorf haben Gärten und gehen auch täglich auf die Felder. Die stehlen sich doch alles, was sie zum Leben brauchen“. Der Aktivist hatte schon Recht, nur verschwieg er, dass das Stehlen Teil des Systems war und dass es auch in der Stadt praktiziert wurde. Es war eine Selbstverständlichkeit, von der Arbeitsstelle etwas „mitgehen“ zu lassen: vom Schlachthof Fleisch, von der Mästerei Kraffutter, von den Feldern Mais usw.

Meine tägliche Aufgabe als Vater bestand unter anderem darin, um 12:30 Uhr unsere (damals) zwei Kinder vom Kindergarten abzuholen. Da ich an der Aufstellung des Stundenplans beteiligt war, konnte ich das so einrichten. An einem Dienstag im Mai fuhr ich mittags mit dem Fahrrad und den Kindern an der Verkaufsbude vor der orthodoxen Kirche vorbei. Da standen Leute an und ich erkundigte mich, was es denn gäbe. In etwa zwei Stunden soll es Kartoffeln geben, ließ man mich wissen. Ich schickte die Kinder mit dieser Nachricht nach Hause und stellte mich an. Da ich meine Schulunterlagen dabei hatte, begann ich mich mit einer Matheaufgabe zu beschäftigen. Um mich herum wurde viel geredet und so mancher schimpfte über die Zustände. Insbesondere ein

Mann in Arbeitskleidung, der eine starke Alkoholflahn hatte, schimpfte wüst über die Partei und deren Unvermögen, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sicherzustellen. Ich schenkte ihm kein Gehör und mischte mich auch nicht in die Diskussionen ein. Die Kartoffeln kamen endlich an, ich bekam fünf Kilogramm und ging dann glücklich heim. (Auch so konnte man Menschen glücklich machen!) Am darauf folgenden Freitag rief mir die Schulsekretärin zu, ich möge nach dem Unterricht bei der Miliz vorstellig werden. An der Pforte schien man zu wissen, worum es geht, denn ich wurde sogleich „nach oben“, zum Sitz der Securitate, gebeten. Was habe ich denn wieder einmal ausgefressen, fragte ich mich. Ich wurde höflich empfangen, bekam einen Kaffee angeboten (einen richtigen Kaffee, den es doch eigentlich gar nicht gab!) und wurde gefragt, wie es mir gehe und was ich denn so machen würde. Ganz beiläufig kam dann die Frage: „Haben Sie am Dienstag Kartoffeln bekommen?“ Da klingelte es bei mir sofort. Und weiter: „Da war doch ein Mann, der böse Worte über unsere Partei verloren hat. Haben Sie das mitbekommen?“ Meine Antwort lautete: „Könnte ja sein. Aber wissen Sie, ich war so in eine Matheaufgabe vertieft und da sehe und höre ich nichts. Und außerdem handelt es sich um einen Alkoholiker, der nicht weiß, was er redet.“ Nach einer längeren Diskussion wurde ich entlassen. Es war nicht der erste, aber auch nicht der letzte Versuch, mich als Informant anzuwerben. Aber es war bestimmt ein nutzloser Versuch. Als gewesener Fabrikarbeiter war ich zum Glück nicht erpressbar.

Im Herbst 1977 waren wir, wie jedes Jahr, im Ernteeinsatz. Da nahm fast jede und jeder Maiskörner im Brotsackbeutel mit, Zwiebel und was sonst noch eingesteckt werden konnte. Ich war mit einer Klasse zum Gewinnen von Paprikasamen eingeteilt. Aus den aufgeschnittenen Schoten mussten die Samen entfernt und dann zum Trocknen ausgelegt werden. Die Schoten wurden zum Abtransport in die Konservenfabrik bereitgestellt. Nach getaner Arbeit durften wir um die Mittagszeit heim. In den Abendstunden fuhr eine Kutsche bei uns zuhause vor. Ein Arbeiter reichte mir einen Sack mit Paprikaschoten mit den Worten: „Für die gnädige Frau. Der Genosse Ingenieur hat gesehen, dass Sie sich im Gegensatz zu den anderen nicht trauten, Schoten mitzunehmen“.

1978 unterrichtete ich an einer Klasse der Abendschule. Auf die Bitte der Abendschüler, doch nachsichtiger zu sein, habe ich entgegnet, dass ich selbst Absolvent einer Abendschule sei und deshalb ihre Sorgen kenne. Doch möchte ich nicht, dass ein Absolvent der Abendschule einmal Direktor in der Hatzfelder Brotfabrik wird und die Brotversorgung unter seinem Unvermögen zu leiden hätte. Etwa drei Jahre später gab es – wieder einmal – Engpässe in der Brotversorgung. Eines Morgens um 6 Uhr klopfte es bei uns am Fenster. Ein junger Mann streckte mir ein warmes Weißbrot entgegen mit der Bemerkung, der Genosse Direktor schicke das Brot, denn heute werde es keines zu kaufen geben. Der Direktor ließe mich wissen, dass dies aber nicht an seiner Unfähigkeit liege, sondern an der Tatsache, dass die Fabrik die zugeteilte Hefemenge ganz einfach nicht erhalten habe.

Im August 1980 hatte ich die Aufgabe, das Praktikum von 60 Mädchen und Jungen der 10. Klassen in der Ziegelfabrik „Ceramica“ zu betreuen. Morgens um 8 Uhr traten wir an. Draußen im Freien befanden sich eine uralte Ziegelpresse, die noch aus dem

19. Jahrhundert stammte, und ein Förderband. Die Schülerinnen und Schüler sollten die nassen Ziegel, die aus der Presse kamen, vom Band nehmen und zum Trocknen aufschichten. Mir zur Seite stand eine junge Chemieingenieurin, die zwei Jahre zuvor dem Unternehmen zugeteilt worden war. Die Presse hatte so ihre Macken und fiel immer wieder aus. Die Ingenieurin lief dann den Meister suchen, der schließlich die notwendigen Maßnahmen veranlasste. Ich stutzte und fragte sie, warum immer der Meister herbeigeht werden müsse. Ihre Antwort verblüffte mich: „Ja wissen Sie, ich habe hier nichts zu sagen. Und dieser Betrieb wird überhaupt von den Meistern geführt. In unserem Büro sitzen drei Ingenieure, wovon nur einer manchmal mitreden darf. Der andere betreut eine Sportmannschaft. Und ich? Ich habe nichts zu melden!“

Nach Schulbeginn Mitte September wurde ich in die Direktion der Schule gerufen. Ein junger Aktivist der Kommunistischen Jugendorganisation empfing mich sichtlich erregt und brüllte mich an, wir hätten das Plansoll nicht erfüllt. Welchen Plan, wollte ich wissen, denn es leuchtete mir nicht ein, worüber es hier eigentlich ging. Von einem Einnahmenplan sei nie die Rede und anwesend bei der Arbeit sei selten mehr als die Hälfte der Schüler gewesen. Mit meinen Erklärungen gab er sich nicht zufrieden und forderte mich auf, mit ihm zur Ziegelei zu gehen. Dort verlangte er, vom Direktor empfangen zu werden. Diesem trug er im gleichen Ton seine Kritik vor. Gelassen fragte ihn der Betriebsleiter, wie hoch denn die Einnahmen angesetzt worden seien. Es handle sich um 80.000 Lei, entgegnete der Aktivist. Daraufhin ließ der Direktor seinen Buchhalter zu sich rufen und wies ihn an, den geforderten Betrag der VKJ gutzuschreiben. „Wir haben ja zurzeit nur ein Defizit von zwei Millionen Lei und da kommt es auf 80.000 auch nicht mehr an“, lautete sein Kommentar.

Es war an einem Samstag im Herbst 1980. Der Unterricht hatte erst am Montag (nach drei Wochen Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft) begonnen. Da wurden um etwa 10 Uhr Schülerinnen und Schüler sowie die Lehrerschaft in den Schulhof gebeten. Alles mitbringen, Kleidungsstücke, Schultaschen, hieß es, denn man müsse wieder aufs Feld. Nach einem etwa einstündigen Fußmarsch standen wir vor einem Feld mit reifen Strauchtomaten. Noch heute müsse man alles abernten, ließ man uns wissen. Der Samen für diese Tomatensorte sei im Frühjahr von einem hohen Parteiaktivisten aus Bukarest aus dem Westen gebracht worden und dieser werde angeblich am Montag anreisen um zu überprüfen, ob der Samen richtig behandelt und gelagert wird. Doch es gab keine Körbe, keine Holzsteigen, keine sonstigen Behälter und so mussten die reifen Tomaten auf Gras, Unkraut und Tomatenlaub haufenweise abgelegt werden. Die Tomaten sollten noch am selben Tag mit Lastern in die Konservenfabrik nach Temeswar transportiert werden. Gegen 14 Uhr waren wir mit der Ernte fertig und durften wieder zu Fuß in die Stadt zurück. Am Dienstag darauf hatte ich beruflich in Temeswar zu tun. Der Zug fuhr am Tomatenfeld vorbei. Und was bekam ich da zu sehen: Die abgeernteten Tomaten vergammelten in der Herbstsonne!

März 1982. Der Strom wurde mittlerweile stundenlang abgeschaltet. Wir hatten nur den Gasherd zum Kochen, doch die Gasflasche war leer. Auch die meiner Eltern. Und wir hatten drei Kinder zu ernähren! Da kam meine Mutter aufgeregt vom Hochamt heim und teilte uns mit, dass es am nächsten Tag Gas geben soll. Mein Vater und ich eilten sofort mit je einer leeren Flasche zur Verteilungsstelle. Dort angekommen, bekam

mein Vater die Nummer 203 und ich die 204 mit Kreide auf die Flasche geschrieben. Die Menschen hatten schon reichlich Erfahrung darin, wie man die Beachtung der Reihenfolge in der Schlage sichert. Es war Sonntag, 13 Uhr. Mein Vater und ich lösten uns bis Montagmorgen in vierstündigem Wechsel ab. Der Montag verging, doch von Gasflaschen war weit und breit keine Spur. Es kam der Dienstag und so gegen 10 Uhr verfielen die Menschen in helle Aufregung. Ein Laster mit Anhänger näherte sich. Schnell zählte ich und überschlug die Anzahl der geladenen Flaschen. Es waren mehr als 300 und so freute ich mich darauf, dass es in den nächsten Tagen wieder warmes Essen geben wird. Je zehn Personen wurden eingelassen. Doch nachdem die Zahl 200 erreicht war, wurde das Tor geschlossen. Draußen standen noch mindestens ebenso viele Wartende. Es gäbe kein Gas mehr, wurde uns mitgeteilt. Da drängte ich mich bis zum Verantwortlichen durch, der mir sagte, dass die restlichen Gasflaschen für das Krankenhaus, die Poliklinik und andere soziale Einrichtungen bestimmt seien. Durch sein Bürofenster sah ich indes, wie Personen mit Beziehungen weitere Gasflaschen in ihrem Pkw, Handwagen oder auf dem Fahrrad verstaute. Erst nach weiteren drei Tagen kam eine neue Lieferung an. Dann sind auch wir endlich zum Zuge gekommen.

Selbstverständlich habe ich auch vieles an Schönem, Ergreifendem, Lustigem erlebt. Ich denke da an die Darbietungen des Volksmusikorchesters unter der Leitung von Prof. Emmerich Bartzer, an die Theateraufführungen unter der Regie von Prof. Anni Wegemann, an die Auftritte des Deutschen Staatstheaters aus Temeswar, an die Kulturabende im Lyzeum, an Chor und Orchester des Lyzeums, die unter der Leitung von Prof. Walter Kindl standen, an die Trachten- und Kirchweihfeste, um die sich Prof. Hans Bräuner besonders bemühte, an die Aufführungen der „Schwabenkinder“, bei denen Nikolaus Maser den Dirigentenstab führte. All diese Veranstaltungen und viele andere mehr bildeten das Band, das die Hatzfelder zusammenschweißte und ihnen ein Wir-Gefühl vermittelte.

Erich Huniar